



Der Streber und der Ketzer

Sie zählten zu den größten Philosophen der Aufklärung und waren offiziell Feinde, doch insgeheim studierte jeder die Texte des anderen: Gottfried Wilhelm Leibniz und Baruch de Spinoza. Ein einziges Mal in ihrem Leben trafen sie sich

TEXT: TOBIAS HÜRTER; ILLUSTRATION: TINA BERNING

NOVEMBER 1676. Eine Jacht aus Frankreich läuft die holländische Küste an, und ein Mann in neuester Pariser Mode steigt aus. Er trägt eine opulent bestickte Weste, dazu Kniebundhosen und Seidenstrümpfe, auf dem Kopf eine voluminöse, braune Pertücke. Letztere ist zwar nicht ganz so modisch, wird aber später sein Markenzeichen. Mit sich führt der feine Herr eine Holzkiste voller Kurbeln, Skalen, Walzen und Zahnräder. Es ist eine arithmetische Rechenmaschine und aus damaliger Sicht Hochtechnologie. Der Ankömmling hat gerade die Differenzialrechnung erfunden. Doch das ist nicht alles. Auch die Chemie, Physik, Optik, Chronometrie, Historiografie, Geologie, Linguistik, Poesie, Politik, Jurisprudenz und Philosophie hat er bereits mit Ideen bereichert. Dabei ist er gerade mal 30 Jahre alt. Sein Name: Gottfried Wilhelm Leibniz. Im Rückblick ist er einer der letzten großen Universalgelehrten.

Leibniz ist unterwegs nach Hannover, um dort seinen Dienst als Bibliothekar und Hofrat anzutreten. In Holland macht er Halt, um jemanden zu besuchen, mit dem er sich viel beschäftigt, den er aber noch nie getroffen hat: Baruch de Spinoza, seinen Lieblingsfeind. Öffentlich schmähen sich die beiden. In Gesprächen mit anderen nennt Leibniz Spinoza bloß »den Juden«. Doch wenn er allein ist, studiert er seine Werke.

Denn eigentlich ist ihm seine Denkweise nah. Das 17. Jahrhundert war für die Philosophie eine Zeit der Befreiung. Die Philosophen verließen sich nicht mehr auf den Glauben, sondern lieber auf ihre eigene Erkenntnisfähigkeit. Daraus entwickelten sich in Europa zwei entgegengesetzte Denkschulen: der Empirismus, der von den Britischen Inseln kam und von John

Locke, George Berkeley und David Hume angeführt wurde; und der Rationalismus, den René Descartes auf dem Kontinent begründete, und der von Baruch de Spinoza und Gottfried Wilhelm Leibniz weitergedacht wurde.

Die Rationalisten waren überzeugt, die Welt mit der bloßen Kraft ihres Verstandes begreifen zu können. Doch die Empiristen entgegneten: Der Verstand laufe leer, wenn er nicht von den Sinnen gefüttert würde. Statt zu grübeln, machten sie lieber die Augen auf, um die Welt zu verstehen. Der Streit zwischen beiden Fraktionen tobte bis zum Ende des 18. Jahrhunderts – bis Immanuel Kant sie mit seiner »Kritik der reinen Vernunft« in seinem gewaltigen System vereinte. Im Streit zwischen Rationalisten und Empiristen gehörten Leibniz und Spinoza also zum gleichen Lager. Ihr überragender Scharfsinn einte sie, und ihre Überzeugung, der Welt mit ihrem Verstand auf den Grund schauen zu können. Doch in fast jeder anderen Hinsicht waren sie unterschiedlich.

LEIBNIZ WAR EIN GENIALER STREBER. Er wollte gefallen. Ein großer Teil seiner Philosophie besteht darin, zu zeigen, dass alles auf der Welt seine gottgewollte Ordnung hat. Er nannte sie: die »prästabilierte Harmonie«. Alles ist gut, alles hat seinen Sinn, selbst wenn es auf den ersten Blick schlecht scheint.

Spinoza hingegen wollte nicht gefallen. Er wollte recht haben. Er war einer jener Menschen, dem seine Meinung wichtiger war als das eigene Wohl. Seine Meinung war seine Heimat. Eine andere hatte er nicht. Entstammte er doch einer Familie portugiesischer Juden, die vor der in ihrem Heimatland >

LEIBNIZ VS. SPINOZA

wütenden Inquisition nach Holland geflohen war, in der Hoffnung, dort religiöse Freiheit zu finden. Baruch de Spinoza wurde im Jahr 1632 in Amsterdam geboren, wuchs in einer streng abgeschlossenen jüdischen Gemeinde auf und erhielt eine religiöse Erziehung. Sein Vater, der als Kaufmann zu Geld gekommen war, wünschte sich gar, dass er Rabbiner würde. Doch der Überflieger, der mit seiner schnellen Auffassungsgabe den Lehrern imponierte, rebellierte. Er war fasziniert von dem jüdischen Querdenker Isaac La Peyrère, brach das Ruhegebot des Sabbats und bezweifelte öffentlich die Unsterblichkeit der Seele und die Unkörperlichkeit Gottes. Der Rat der Rabbiner forderte ihn auf, zu widerrufen. Doch Spinoza blieb standhaft. Und so belegte der Rat den jungen, gerade mal 23 Jahre alten Mann mit einem Cherem – einem alttestamentarischen Bann.

»**VERFLUCHT SEI ER BEI TAG**, und verflucht sei er bei Nacht. Verflucht sei er, wenn er sich hinlegt, und verflucht sei er, wenn er aufsteht. Der Herr möge seinen Namen unter dem Himmel tilgen«, lautete das Urteil im Tonfall des zürnenden Gottes des Alten Testaments, das am 27. Juli 1656 in der Synagoge von Amsterdam verlesen wurde. Spinoza war so gut wie tot für die jüdische Gemeinde. Nicht einmal seine Familie durfte noch mit ihm reden, Geschäfte machen oder auch nur den Esstisch mit ihm teilen. Die Ausgeschlossenen hatten ihn ausgeschlossen.

Spinoza musste fortziehen, machte in den nächsten Jahren in verschiedenen Kleinstädten Station. Wenig ist darüber bekannt, wie er jene Jahre verlebte. Doch offenbar fand er Gefallen an der ihm aufgezwungenen Einsamkeit. Als die Universität Heidelberg ihm einen Lehrstuhl anbot, lehnte er ab. Er zog eine unabhängige Existenz vor; verdiente tagsüber sein Geld mit dem Schleifen von Glaslinsen für Lupen, Brillen, Mikroskope und Teleskope und las und schrieb in der Nacht. Sollte Spinoza seine rigorose Haltung je bereut haben, so ist nichts davon überliefert. Im Gegenteil. Er verglich seine Ächtung mit der Vertreibung des Volks Israel, dem Schlüsselereignis

des Judentums. Tatsächlich aber war der Bann das prägende Ereignis in seinem Leben. Es färbte seine Haltung und seine Lebensumstände. Spinoza hatte seine Rolle gefunden: Er war der einsame Streiter für die Wahrheit.

Fortan bestimmte ein eigenartiges Gemisch von Demut und Hochmut sein Denken und Handeln. Er wusste, dass er keine Chance auf soziale Anerkennung hatte, und auch, dass er sie nicht brauchte. Er genügte sich selbst. Den ökonomischen Abstieg nahm er in Kauf: Vom Spross einer reichen Kaufmannsdynastie wurde er zum Linsenschleifer, der sich von Rosinen und Milchbrei ernährte. Sein Lohn war die geistige Unabhängigkeit.

So war Spinozas Hauptwerk, seine »Ethik«, weit mehr als eine Ethik. Es war ein groß angelegtes System, das alle großen Gebiete der Philosophie, von der Metaphysik bis zur Erkenntnistheorie umfasste. Er schrieb es »more geometrico«, auf geometrische Weise: Im Stil Euklids leitete er seine philosophischen Lehrsätze Schritt für Schritt aus Axiomen, Grundsätzen ab, deren Gültigkeit er für erwiesen hielt. Er nummerierte alles fein säuberlich und schloss jeden Beweis ab mit einem q. e. d. (quod erat demonstrandum).

Spinoza setzte sich mit seiner Ethik das Ziel, hinter die Phänomene zu schauen, auf das, was wirklich ist – auf die Substanz der Dinge. Sein Startpunkt ist dort, wo René Descartes, der Vordenker des Rationalismus, aufgehört hatte. Descartes verstand Substanz als etwas, das nichts anderes außer sich selbst benötigt, um zu existieren. Spinoza dachte dies konsequent zu Ende. Wenn etwas ganz aus sich selbst heraus existiert, argumentiert er, muss es auch die Erklärung seiner eigenen Existenz enthalten. Er folgerte, dass es nur eine wahre Substanz gibt, und zwar: alles auf einmal. Die Welt existiert nur als ganze wirklich. Ihre Bestandteile – Steine, Schiffe, Körper und Seelen – sind nur unvollständige Aspekte der wahren Substanz. Und diese Substanz ist Gott, weil alles von Gottes Gnaden existiert. Alles ist eins. Gott, die Welt und alles in ihr.



»Meine Absicht ist es, die Menschen von den falschen Vorstellungen zu befreien, die ihnen Gott als einen absoluten Herrscher darstellen, despotisch Macht ausübend, wenig geeignet und wenig wert, geliebt zu werden.«

Gottfried Wilhelm Leibniz

Das war in Spinozas Augen die einzig schlüssige Sicht. Spinoza war sich seiner Philosophie so gewiss wie Euklid seiner Geometrie – es war alles eine Frage der Logik. Allerdings waren die Konsequenzen, die diese Sicht nach sich zog, nach damaligen Maßstäben unerhört. Spinoza hatte das Jenseits abgeschafft! Gott war diesseitig geworden. Denn in Spinozas Welt hatte weder ein personales, übernatürliches Wesen noch eine unsterbliche Seele Platz. Spinoza, der Mann, der meinte, Gott in allem finden zu können, fing sich den Vorwurf der Ketzerei ein.

Leibniz' Metaphysik ist das genaue Gegenteil zu Spinozas. Wo Spinoza sagte: »Alles ist eins«, da sagte Leibniz: »Eins ist alles«. Um der Welt auf den Grund zu gehen, zerlegte Leibniz sie im Geiste weiter und weiter. Irgendwann, folgerte er, müsse man dabei auf unzerlegbare Bestandteile stoßen. Leibniz nannte sie Monaden. Auf ihnen gründet sein Werk. Als »Seelen« bezeichnete er sie manchmal. Denn man kann die Monaden nicht sehen, sie sind nicht stofflich, existieren nicht in Raum und Zeit – sonst könnte man sie weiter zerlegen. Aber alles besteht aus ihnen. Jede Monade spiegelt die ganze Welt, weil sie mit jeder anderen Monade in Beziehung steht. Es ist Gott, der die Beziehungen zwischen den Monaden regelt und dabei die Welt in prästablierter Harmonie hält. Gott selbst ist eine Monade.

DIE GEGENSÄTZE DER BEIDEN großen Philosophen zeigen sich schon beim ersten Blick auf ihr Werk. Spinoza, der dem Grundsatz »Alles ist eins« folgte, legte sein System in einem Hauptwerk, der »Ethik«, nieder. Leibniz hingegen, der an die These: »Eins ist alles« glaubte, hinterließ keine einzige Schrift, die den Kerngedanken seiner Philosophie zusammenhängend enthält. Wer ihn liest, muss sich sein System indes aus vielen verteilten Fragmenten zusammensetzen. Seinem Brieffreund Jakob Bernoulli bekannte er einmal: »Ich habe Unzähliges über Unzähliges geschrieben, aber nur Weniges über Weniges veröffentlicht.« Bis heute ist der Großteil seines gewaltigen schriftlichen Nachlasses unveröffentlicht. Vom großen Systemdenker sind nur einzelne Gedankenstücke geblieben.

Leibniz schrieb wie ein Besessener und fast nur kurze Abhandlungen von wenigen Seiten. Dabei ist die Spannweite der Gebiete, auf denen er Hervorragendes leistete, so enorm, dass man kaum glauben kann, dass ein Mann allein das alles zustande brachte. »Es hat vielleicht nie ein Mensch so viel gelesen, so viel studiert, mehr nachgedacht, mehr geschrieben als Leibniz«, schrieb der Enzyklopädist Denis Diderot einmal. »Wenn man auf sich zurückkehrt und die Talente, die man empfangt, mit denen eines Leibniz vergleicht, wird man versucht, die Bücher von sich zu werfen und in irgendeinem versteckten Weltwinkel ruhig sterben zu gehen.«

BEGRIFFE

SUBSTANZ

Wer die Systeme von Spinoza und Leibniz verstehen will, der muss ihre Auffassungen von Substanz verstehen. In der traditionellen Metaphysik seit Aristoteles ist Substanz etwas, das unabhängig von anderem, also für sich existiert: Ein Tisch ist demnach Substanz, seine rote Farbe aber nicht. Spinoza ließ nur eine einzige Substanz zu: Gott. Physische und geistige Vorgänge sind nur verschiedene Blickwinkel auf die göttliche Substanz. Der Schlüssel zu Leibniz' Substanzbegriff ist die Monade.



MONADE

Nach Leibniz besteht die Welt aus unendlich vielen ausdehnungslosen, »geistigen Atomen«, die er Monaden nannte. Monaden sind unteilbare Substanzen. In jeder davon stecken bereits alle Informationen, eine Art Softwarecode, der die gesamte Geschichte eines Dings festlegt. Leibniz hielt seine Monaden für »geistige Automaten«, heute könnte man sie als metaphysische Computer sehen. Auch jeder Mensch ist in seinem Kern eine Monade, eine »Seele«, die alles enthält, was die Person ausmacht und künftig ausmachen wird. Weil jede Monade zu jeder anderen in Beziehung steht, spiegelt jede Monade das ganze Universum.

LEKTÜRE

Matthew Stewart

THE COURTIER AND THE HERETIC

Yale University Press, 2005

*Akribische Rekonstruktion der Antagonie
zwischen Leibniz und Spinoza*



Voltaire
CANDIDE

dtv, 2005

*Der französische Philosoph und Satiriker
vehöhnt Leibniz in einem Roman*



António Damásio
DER SPINOZA-EFFEKT

List, 2003

*Der Neurowissenschaftler sieht in
Spinoza einen Vordenker seiner Theorie
von Geist und Körper*

NEBEN SEINEN TÄTIGKEITEN als Bibliothekar, Geschichtsschreiber und Diplomat trieb Leibniz die Algebra voran, entwickelte die Infinitesimalrechnung, nahm im Streit mit Isaac Newton einige Gedanken der Einstein'schen Relativitätstheorie vorweg, spekulierte über außerirdisches Leben, schrieb das Stadtgesetz von Mainz und entwickelte eine Rechenmaschine und außerdem eine Rentenformel. Dabei entstand ein kaum zu überschauender Wust von Gedankenstücken. Leibniz lag offenbar wenig daran, seine Forschung anderen zu öffnen. Zumindest nicht einer öffentlichen Leserschaft. Er schrieb viele seiner wichtigen Gedanken in Briefen an Fürsten und Forscherkollegen nieder – als brauche er stets einen Adressaten.

Doch Leibniz und Spinoza arbeiteten nicht nur unterschiedlich, sie führten auch völlig verschiedene Leben. Leibniz war auf dem diplomatischen Parkett zu Hause, gut gesittet und weit gereist und stand Zeit seines Lebens unter den Fittichen von Fürsten. Geboren wurde er im Jahr 1646 in eine fromme Lutheranerfamilie in Leipzig. Wie Spinoza war er ein überragender Schüler, doch anders als Spinoza blieb er gefügig. Sein Vater, der selbst sehr belesen war, erkannte die Begabung seines Sohnes und wollte einen großen Mann aus ihm machen – starb jedoch, als dieser erst sechs Jahre alt war.

Den Rest seines Lebens verbrachte Leibniz in solcher Strebsamkeit, als wolle er den Willen seines Vaters erfüllen. Als Schüler und Student buhlte er um das Wohlgefallen seiner Lehrer. Seine überragenden Fähigkeiten sprachen sich so schnell herum, dass er schon mit 21 Jahren eine Professur angeboten bekam. Wie Spinoza lehnte er sie ab – aber aus entgegengesetzten Gründen: Er wollte weiterkommen in der Welt. Er sah sein Leben nicht als philosophische Übung, sondern als Gesellschaftsspiel.

Diskussionen von Angesicht zu Angesicht waren damals selten unter Philosophen, die nicht in derselben Stadt lebten. Umso mehr Gewicht hat Leibniz' Besuch bei Spinoza. Der emsige Leibniz war es auch, der zuvor die schriftliche Korrespondenz aufnahm, mit einem Thema von minimaler Brisanz: Optik. Darin war Spinoza Experte, und so erlaubte Leibniz es sich, dem »gerühmten Doktor und tiefgründigen Philosophen« eine seiner selbst verfassten optischen Abhandlungen zu schicken. Doch Spinoza war nicht interessiert an einer Diskussion über Optik und schickte stattdessen seinen »Tractatus Theologico-Philosophicus« zurück. Dabei hatte Leibniz den längst gelesen – und als »schreckliches Buch« gegeißelt. Es entstand ein Briefwechsel, in dem Leibniz nicht immer aufrichtig agierte. Gelegentlich schrieb er Spinoza sogar Briefe unter falschem Namen.



»Ich habe über Gott und Natur eine ganz andere Meinung, als jene, die von den modernen Christen gewöhnlich vertreten wird. Ich fasse nämlich Gott als die immanente, nicht die äußere Ursache aller Dinge.«

Baruch de Spinoza

Das Haus in Den Haag, in dem Spinoza damals lebte, gibt es noch: Es steht in der Paviljoensgracht, die damals schon so hieß. Heute beherbergt es ein kleines Museum. »Spinozahuis« steht über der Tür, an die Leibniz um den 18. November 1676 geklopft haben muss, worauf Spinoza sich eine eng gewundene Treppe hinunterzwängte. Der modische Leibniz dürfte bald bemerkt haben, dass Spinoza nur eine Hose zum Wechseln hatte. Vielleicht bot Spinoza seinem Gast einen Humpen Dünnbier an. Leibniz blieb ein paar Tage, in denen die beiden »oft und ausgiebig« diskutierten, wie Leibniz später notierte. Der strebsame Tausendsassa griff dabei Descartes' Metaphysik an, auf der Spinozas Logik fußt, und versuchte, Spinoza mit einem gründlich vorbereiteten »Beweis für die Existenz eines gänzlich perfekten Wesens« zu überzeugen.

Man kann sich vorstellen, wie Leibniz erregt durchs Zimmer lief und einen Beweisschritt nach dem anderen abfeuerte, während Spinoza in stoischer Ruhe im Sessel verharrte. Später behauptete Leibniz, Spinoza habe seinen Beweis als »gültig« akzeptiert. Doch das ist nur Leibniz' Version. Von Spinoza, dem Eremiten, ist nichts überliefert. Sicher ist nur, dass aus dem Treffen keine Freundschaft entstand. Aber immerhin Respekt. Spinoza war für Leibniz fortan nicht mehr nur »der Jude«, sondern »der scharfsinnige Jude«.

Weder Spinoza noch Leibniz begründeten philosophische Schulen. Bei Leibniz waren es seine Beiträge zur Mathematik und Naturwissenschaft, mit denen er sich verewigte. Etwa indem er mit seiner arithmetischen Rechenmaschine die Urahnin unseres Computers schuf. Auch seine Metaphysik spiegelt sich am ehesten in den physikalischen Theorien unserer Zeit. Theoretische Physiker vermuten, dass die Welt aus winzigen schwingenden »Saiten« in einem abstrakten vieldimensionalen Raum aufgebaut ist. Diese Saiten lassen sich als Nachfahren der Leibniz'schen Monaden verstehen.

Spinozas Philosophie war durch den Stempel der Ketzerei lange Zeit aus dem akademischen Kanon ausgeschlossen. Zu

seinen Lebzeiten war sie eine Geheimlehre, ein europaweites Netzwerk von Spinozisten reichte seine Schriften heimlich herum. Erst im 20. Jahrhundert fand sie den Weg an die Oberfläche. Spinozas Bild einer einheitlichen Welt ohne metaphysischen Überbau entspricht dem Denken vieler Naturwissenschaftler und analytischer Philosophen, die statt von Gott lieber vom Göttlichen sprechen. »Ich glaube an Spinozas Gott«, sagte einst der Atheist Albert Einstein. Denn Spinoza war auf seine Art ein zutiefst religiöser Mensch. Er lebte in Bescheidenheit, Moral und Liebe zur Wahrheit – doch ohne Glauben an einen Gott, wie ihn die jüdisch-christliche Tradition versteht. Damit zeigte er, dass Religion ohne Gott möglich ist – ein Umstand, der auch heute manchmal in Vergessenheit gerät (siehe »Die Gottesspötter«, Seite 74).

DREI MONATE NACH DEM TREFFEN starb Spinoza, mit nur 44 Jahren. Die Gelegenheit, die Leibniz ergriffen hatte, um ihn zu treffen, erwies sich als die letzte. Spinozas Lunge war zerstört vom Tabakrauch – einem der wenigen Genüsse, die er sich gönnte – und vom feinen Glasstaub, den er beim Linsenschleifen Tag für Tag eingeatmet hatte.

Auch Leibniz' letzte Jahre waren düster. Der Streit mit Isaac Newton um die Erfindung der Differenzialrechnung raubte ihm viel Energie. Am Hof von Hannover wurde er wegen seiner Perücke und seiner inzwischen außer Mode gekommenen Kleidung verlacht. Eine schwere Demütigung musste er außerdem im Jahr 1714 hinnehmen, als sein Herr, der Kurfürst Georg von Hannover, zu König George I. von Großbritannien wurde. Leibniz wurde aufgefordert, in Hannover zu bleiben, statt nach London zu ziehen, weil er sich dort im Streit mit Newton so viele Feinde gemacht hatte, dass der frisch gekrönte Monarch Schaden befürchtete. Als Leibniz zwei Jahre später im Alter von 70 Jahren starb, nahm der neue Fürst nicht einmal Notiz davon. Leibniz starb einsam. Genau wie sein Lieblingsfeind. ■